Sport-Montag

Allgemeine Sportzeitung für Berg u. Mark

Erhältlich in unseren Geschäftsstellen: Elberfeld, Hermann-Göring-Straße Nr. 50, Barmen, Adolf-Hitler-Straße 625/627 sowie in unseren Filialen und bei den Straßenverkäufern.

Sonder-Ausgabe des General-Anzeigers der Stadt Wuppertal

Verlagsort: Wuppertal-Elberfeld. — Fernsprecher Sammel-Nummer 217 01.

Post-Bezugspreis - - - - monatlich 40 Pfg. einschl. 4,3 3 Postzeitungsgebühr, ausschl. Bestellgeld
Einzelnummer - - - - - - - - - - - 10 Pfg.
Anzeigenpreis - - - - 22 mm breit 8 Pfg.
Nachlaßstaffel B, Preisliste Nr. 4

Nummer 23 — Montag den 7. Juni 1937 — **Preis 10 Pfg.**



Endspiel wie 1934
Schalke-Nürnberg

Dramatische Kämpfe der Fußball-Vorschlußrunde in Köln und Berlin

Deutschland hat das Fußballendspiel, das so viele erwartet und förmlich herbeigesehnt haben: Schalke 04 und der 1. FC. Nürnberg werden sich zum zweiten Male im großen entscheidenden Kampf um die „Viktoria" gegenüberstehen. 1934 in Berlin gewann Schalke 04 in den letzten Minuten einen fast verlorenen Kampf durch famosen Einsatz 2:1, wurde zum ersten Male deutscher Meister. Der 1. FC. Nürnberg erhofft die siebente deutsche Meisterschaft, Schalke 04 will zum dritten Male sein Vereinsabzeichen auf den Sockel der „Viktoria" bringen. Wem der große Wurf gelingt? Die Antwort wird am 20. Juni im Olympia-Stadion in Berlin gegeben.



Nicht leichter Sieg der Schalker

VfB. Stuttgart schaffte in der zweiten Halbzeit das 2:2, erst dann setzte sich der Altmeister Schalke 4:2 durch

In diesem großen Spiel, dem mehr als 60 000 Menschen in brütender Junihitze beiwohnten, sah die Favoritenelf von Schalke 04 bei Halbzeit durchaus noch nicht wie der Sieger aus. Ja, man konnte sogar daran zweifeln, ob die Westfalen es überhaupt schaffen würden, ins Endspiel einzuziehen, denn in den ersten 45 Minuten war von ihrer Seite zwar schon ständig das technisch reifere Können, aber keineswegs eine überlegene Spielführung zu sehen. Die boten vielmehr die mit großem Schwung kämpfenden Stuttgarter und wenn auch in den letzten zehn Minuten dieses Spielabschnitts allmählich das typische Schalker Spiel anfing zu laufen, so war damit noch nicht gesagt, daß es in der zweiten Halbzeit zur Auswirkung kommen würde.

Pörtgens Elfmeterschuß 1:0

Gleich vom Anspiel weg ist Schalke vor, aber dann übernehmen die Schwaben das Kommando und funken heftig in alle Kombinationszüge der Königsblauen hinein, schicken ihre Stürmer mit weiten Schlägen ins Gesecht und tauchen oft in gefährlicher Nähe des Schalker Torraumes auf. Plötzlich aber, man spielt eben sechs Minuten, bricht der westfälische Innensturm durch, Pörtgen und Szepan schieben sich laufend das Leder zu, der Ersatz-Mittelläufer Matthes will dazwischenfahren, verpaßt mit dem Fuß, schlägt mit beiden Händen nach dem Ball — Pfiff — o je, es war im Strafraum und der Schiedsrichter, Gartner aus Mulhausen (Thür.) deutet auf den Elfmeterpunkt. Wütendes Protestieren der Stuttgarter Spieler und des süddeutschen Anhangs auf Tribünen und Rängen, aber es hilft alles nichts, Pörtgen tritt zur Vollstreckung an, während Szepan, dem Matthes Fuß gegen das Knie fuhr, vom Platz geht. Genau plaziert setzt der Schalker den Ball in die Torecke, während Schnoitmann, wohl zum Zeichen seines Unwillens, kaum Mine macht, ihn aufzuhalten. 1:0 für Schalke, blauweiße Fähnchen winken zu Tausenden.

Wütend läuft Stuttgart an, man fürchtet schon, daß eine harte Note ins Spiel kommt, aber es bleibt gottlob alles im Rahmen. Immerhin, die Stuttgarter haben offensichtlich mehr vom Spiel, und oft muß Klodt den rettenden Engel spielen, es gibt auch eine ganze Menge Eckbälle für den Schwabenmeister, während die Knappen vorerst leer ausgehen.

Stuttgart ist häufiger vorne, aber wenn die Blauen einmal durchkommen, gibt es gleich sehr dicke Luft, so in der 22. Minute, als drei Schalker anrennen und Pörtgen statt abzugeben den heranbrausenden Hüter anschießt, während links Urban und rechts Kalwitzki frei mitlaufen — so zwei Minuten später, als Kalwitzki aus aussichtsreichster Stellung wegen Abseits zurückgepfiffen wird. Aber dann kommen hohe Freistöße der Rotweißen vor das Schalker Tor, einer springt von der Latte vor den Fuß des Halblinken Koch und der ist so verdutzt, daß er im Uebereifer völlig freistehend daneben knallt.

Halbes Selbsttor und 1:1

In der 30. Minute gelingt den Württembergern der ersehnte und gewiß auch verdiente Ausgleich, ein Freistoß kommt vors Tor, Klodt ist zu früh herausgelaufen und verpaßt den Ball, Haaga köpft mit Schweißfurth zugleich, und man weiß nicht recht, wessen Haupt das Leder nun entscheidend berührt hat, jedenfalls zappelt das Ding im Netz und es steht 1:1. Bis zur Pause kein Treffer mehr, obwohl sich die Westfalen allmählich in ihr Spiel finden.

Es ist Halbzeit, und der Debatten sind viele auf der Tribüne, von Dr. Ernst, der auf dem Tribünendach sein Mikrophon stehen hat, erfahren wir das Ergebnis des Berliner Spiels, 3:2 für Nürnberg (die haben eine Stunde früher angefangen und sind eben fertig geworden), na, der eine Favorit ist ja mit Mühe und Not durch — ob auch der andere, Schalke, es schafft? Noch hat auch er seine liebe Müh und Not!

Aber im zweiten Teil ist Schalke da. Die Süddeutschen werden vom Start weg eingeschnurt und schon nach zwei Minuten heißt es 3:2 für Schalke.

Szepans Freistoßbombe

Pörtgen kommt in der Mitte mit dem Ball durch, Klotz kann sich nicht anders helfen, schlägt mit der Hand danach — das viele Handspiel der Schwaben ist überhaupt eine auffallende Erscheinung in diesem Spiel — und es gibt Freistoß aus 30 Meter Entfernung. Szepan führt ihn aus, läuft kurz an und setzt eine herrliche Bombe drauf, gegen die kein Kraut gewachsen ist. Weder die Abwehrmauer noch Schnaitmann im Tor kann da etwas retten, wie der Blitz zuckt das Ding los und ist im Nu im Netz, es ist ein Schuß, wie man ihn im Wuppertaler Manchesterspiel von Haringer sah oder im Fortuna-Nürnberg-Spiel von Janes. Also wieder 2:1 für Schalke.

Nun haben die Süddeutschen wieder Grund zum Jubeln, Tibulski hat sein gerettet, der Ball ist Koch vor die Füße gekommen, Bornemann schlägt das Leder mit der Hand weg — und jetzt ist der Elfmeter für Stuttgart fällig. Koch vollstreckt ihn und so sehr sich Klodt auch katzenartig bemüht, es ist nichts zu machen, das Ding sitzt und der Ausgleich ist da.

Wer hat längeren Atem?

Es geht jetzt um alles. Und darum lösen sich die Schalker aus ihrer Lethargie, vergessen ihre



Dreimal Kölner Großkampf im Bild

Teils sitzend, teils stehend so stellt das Schalker Schlußdreieck (Bild linksoben) tiefsinnige Betrachtungen über Stuttgarts ersten Ausgleich an. War er nötig oder nicht? . . . .

Bornemann köpft (Bild rechtsoben) und Schafer, der Stuttgarter Stürmer guckt resigniert zu. Die Chance ist futsch! . . . .

Selbst Schalkes Hintermannschaft (so demonstriert das Bild links) liebt „Kreiselfußball". Tibulski (recht) spielt außerdem noch Balleteuse. Man sieht: es steht im gut

Bilder: Böhme

Nächtliches Zwischenspiel

Von Friedrich Arenhövel

Die Schauspielerin Sybille Tiede lag in ihrem Bett und konnte keinen Schlaf finden, weil am nächsten Tage die Erstaufführung sein sollte und Sybille immer noch nicht mit der Beherrschung ihrer Rolle zufrieden war. Wach wie am hellen Tage starrte sie durch die Finsternis in die Richtung des geöffneten Fensters, das durch eine schwere Rolljalousie verdunkelt und gesichert war.

Sybilles Mann schlief ruhig und fest neben ihr, während alle ihre Nerven bebten. In ihrem rechten Ohr schrillte unausgesetzt jenes aufdringliche, sausende Läuten, von dem Abergläubische behaupten, es sei ein Zeichen, daß jemand Schlechtes von uns spricht. Um sich aus der Grübelei über ihre Rolle zu lösen, zwang Sybille sich, die Namen der Leute in Gedanken durchzugehen, die ihrer in so später Nachtstunde unfreundlich gedenken könnten. Auf den richtigen Namen kam sie offenbar nicht, denn das Ohrensausen hörte nicht auf, sondern es schien sich sogar mit jedem Pulsschlag zu verstärken.

Plötzlich aber, als Sybille vom Fenster her ein leises, knackendes Geräusch vernahm, riß die schrillende Saite in ihrem Gehör ab. Ein Schrecken fuhr ihr durch die Glieder, und die Stille um sie herum war mit einem Mal so tief, schwer und schwarz, daß jedes kleinste Geräusch der fernen Stadt wie das Grollen eines aufziehenden Gewitters durch die Dunkelheit zitterte.

Während ein Grauen sich über Sybilles ganzen Körper breitete und eine Starrheit in ihre Adern goß, wiederholte sich das Geräusch am Fenster, und nun nahmen Sybilles Augen ein unheimliches Geschehen wahr: die Rollalouste wurde von unsichtbarer Hand in die Höhe geschoben

Sybilles Kehle war wie zugepreßt; sie wurde völlig atemlos, als Sybille sah, daß ein Mann über die Fensterbrüstung glitt, als sie hörte, daß das Parkett unter schleichenden Sohlen knisterte.

Der Eindringling war in die Finsternis einer Zimmerecke der Fensterwand getaucht.

Einige Sekunden war es vollkommen still. Sybille lag unter der Last ihres lähmenden Entsetzens, als wäre sie unter heißen Lavamassen begraben. Wie sie ihre schutzsuchende Hand nach ihrem Mann bewegen wollte, hatte sie das Gefühl, als müßte sie eine erhitzte, bleierne Decke heben. Langsam und mit einer unsäglichen Mühe, die Sybille den Schweiß auf die Stirn trieb, schob sie die Hand zum Bett ihres Mannes hinüber.

Nach langem Aussetzen begann ihr Herz doppelt stürmisch zu hämmern, und gerade in dem Augenblick, als ihre Fingerspitzen endlich den Arm ihres Mannes berührten, zog der Nebel einer halben Besinnungslosigkeit seinen Schleier mit einem Ruck von Sybille ab. Sie vermochte klar zu denken, und ihr erster Gedanke war, daß sie und ihr Mann sich mitten im Ablauf eines sehr gefährlichen Abenteuers befänden, daß ein unermessenes Unglück geschehen konnte, wenn der Einbrecher auf Widerstand stieß.

Ihr Schmuck, der offen auf dem Nachttisch lag, war zwar kostbar, aber nicht kostbar genug, daß sie um seinetwillen das Leben ihres Mannes aufs Spiel gesetzt hätte. Der aber würde sich mit Sicherheit ohne Besinnung auf den unheimlichen Gast stürzen. Nein, das durfte Sybille nicht verschulden!

Aber ihr Mann war schon gestört worden. Im Halbschlaf drängte er, etwas unwillig, ihre Hand zurück und fragte: „Was ist denn los, Sybille?"

Erschrocken antwortete sie: „Nichts ist — — Verzeih — —" Dabei strich sie liebkosend über seinen Arm und fühlte, daß diese angstvolle Zärtlichkeit schon den stechenden Schmerz eines Unglücks barg.

Ihr Mann wurde wacher und damit hilfsbereiter und freundschaftlicher. Mit einem Ruck warf er sich herum und fragte: „Wie? — Nichts? Aber du mußt doch etwas gewollt haben! Kannst du nicht schlafen? Wohl wegen der Premiere? Ach, mein Mädchen, darum mache dir keine Sorgen. Morgen bist du, wie immer, besser denn je! Schlaf, mein Gutes . . . Wie?! Du hast den Rolladen geöffnet?"

„Ja", log Sybille angstvoll und setzte atemlos hinzu: „Es war stickige Luft hier drinnen."

Ihr Mann tostete nach ihrer Schulter, klopfte sie liebevoll, gähnte wohlig dabei, wälzte sich wieder auf die andere Seite und sagte, in den Schlaf sinkend: „Vergiß nur nicht, nachher den Rolladen wieder runter zu lassen. Es gibt —" er gähnte — — „es gibt so allerhand merkwürdige Akrobaten, weißt du — —"

Nun war Sybille Tiede wieder mit sich und der Gefahr allein. Ihr Herz schlug zum Zerspringen. Der Einschleicher rührte sich nicht. Sybille wußte kaum, ob Sekunden oder Minuten verstrichen, aber es mußten doch wohl Minuten sein, denn draußen schlug die Glocke von St. Jakobi irgendeine Viertelstunde, und die gemächliche Dauer ihrer drei Schläge war ein Nichts in der Ewigkeit dieser angstvollen Spannung.

Jetzt glaubte Sybille ein Ächzen aus der finsteren Ecke zu vernehmen, und nun hielt sie der Furcht nicht mehr stand. Gequält stöhnte sie auf.

Es war wie ein beabsichtigtes Verständigungszeichen, als der unheimliche fremde Mensch ein Stoßatmen hören ließ, das wohl seine Ungeduld oder seinen Unwillen ausdrücken sollte. In Sybilles Angst wuchs eine heiße Empörung hinein, da sie vermutete, daß der Verbrecher sein Vorhaben von ihr gedeckt fühlte. Er hatte ja gehört, daß sie ihrem Mann sagte, sie selbst hätte die Jalouste geöffnet. Vermutlich ahnte der Kerl, daß sie ihn aus Angst um das Leben ihres Mannes nicht zu verraten wagte.

Ein paar Herzschläge lang war sie in Versuchung, sich doch in den starken Schutz ihres Mannes zu flüchten. Diese Einsamkeit in seiner unmittelbaren Nähe war unerträglich.

Aber es schien, als hätte der Eindringling die unheimliche Begabung des Gedankenlesens. Er zischte ihr aus seiner feigen Finsternis zu:

„Keine Unklugheiten begehen, Frau Tychow!"

Er nannte sie mit ihrem Künstlernamen, wußte genau, bei wem er eingestiegen war und hatte also mit der Anwesenheit ihres Mannes gerechnet. Sicher war er bewaffnet, und wahrscheinlich hatte er die Waffe schußbereit in der Hand.

Der Schmuck mußte geopfert werden!

„Hören Sie mich an!" flüsterte sie dem Verbrecher zu.

Aber da kam ihr Mann wieder dazwischen. Er rührte sich und lallte verschlafen: „Wie meintest du, bitte?"

„Ich?" hastete Sybille furchtsam hervor. „Nichts. Nein, ich sagte nichts . . ." Dann hatte sie den raschen angstgeborenen Einfall, hinzuzusetzen: „Ach so? . . ." Sie lachte zerfahren auf. „Ich wiederhole meine Rolle noch ein wenig."

Unter rasenden Pulsen dachte Sybille: er wird sich das Rollenaufsagen gleich verbitten . . Was der Einbrecher hören soll, das muß ihm schnell und klar gesagt werden; sonst ist es zu spät, und es gibt ein entsetzliches Unglück . . . Hastig flüsterte sie dem Fremden zu:

„Ich lege meinen Schmuck auf den Teppich vor mein Bett!"

Während die Ringe und die Perlenkette in ihrer bebenden Hand knirschten, begann das Parkett drüben zu knistern. Er kroch also heran. In diesem gefährlichsten Augenblick schien Sybilles Mann die Grenze seiner Geduld erreicht zu haben.

„Wie?" fragte er grollend und übertönte mit seiner Stimme die verdächtigen Geräusche auf dem Fußboden. „Was ist das eigentlich für ein Unsinn, den du da redest?! Ich denke, morgen ist „Hamlet"? Ich lege meinen Schmuck auf den Teppich? — Sag mal, träumst du eigentlich oder wachst du?"

Sybille konnte nicht antworten. Sie fühlte, wie der Einschleicher an das Fußende ihres Bettes stieß. Jetzt gab es den von ihr angstvoll erwarteten Krach. Die kriechenden Knie hatten die Stelle des Fußbodens erreicht, die immer so unangenehm knackte, wenn man sie betrat. Sie konnte ihre Kehle nicht hindern, einen leisen Schrei hindurchzulassen.

Ihr Mann fuhr mit einer wilden Bewegung hoch. „Das kommt dabei heraus! Jetzt erschrickst du, wenn der Fußboden kracht, was?! Du solltest lieber schlafen, anstatt bei offenen Rolläden in die Nacht zu gucken und zu spintisieren! Natürlich muß das Parkett von der einströmenden Kaltluft knacken! Es ist ja immerhin nicht gerade Frühling draußen! Warum weinst du denn nun?" Etwas milder setzte er hinzu: „Wirklich, der Fußboden kann gar nicht anders, als knacken, wenn er plötzlich abgekühlt wird."

Sybille Tiede war einer Ohnmacht nahe. Sie schluchzte laut auf.

Die Stimme ihres Mannes wurde zärtlich: „Nana, so schlimm war's nicht gemeint. Sieh mal, es ist ja auch für deine Stimme nicht gut, wenn das verdammte Ding da nachts hochgezogen wird. Jetzt wird die Bude zugemacht und geschlafen! Verstanden?"

„Verstanden", sagte plötzlich zu Sybilles unsäglichem Schrecken und zu Tiedes fassungslosem Staunen eine heisere Stimme aus dem dunklen Tief zwischen Sybilles Bett und dem Fenster.

Ehe Tiede sich durch den Wust der auf ihn eindringenden Gedankenschwärme hindurchfinden konnte, glitt der Schatten eines Menschen über die Fensterbrüstung und war längst um den Mauervorsprung verschwunden, bevor Tiede sich gefaßt und das Fenster erreicht hatte.

Aufgestört trat er an das Bett seiner Frau. Er ließ das Nachttischlicht aufflammen. Als er sich besorgt über sie beugte, knirschte es unter seiner Sohle. Er sah den Schmuck seiner Frau — und hatte wohl ein paar Perlen zertreten . . .

„Meine kleine mutige Sybille", flüsterte er liebevoll.

Sie öffnete die schweren Lider und antwortete zaghaft: „Mutig? — Es war doch nichts als Angst . . ."

Ein Film-Urwaldritt auf Leben und Tod

Ein Krokodil hält sich nicht an das Manuskript

Colon (Panama), im Mai.

Nicht alle Filmsensationen mit wilden Tieren werden in den Studios gefahrlos hinter Drahtnetzen gedreht. Manche Aufnahmen zu großen Filmen müssen in Asien oder Zentralamerika, in Afrika oder in echten Wüsten hergestellt werden. Im Isthmus von Panama wurden kürzlich ein paar Aufnahmen gedreht, bei denen ein Mensch zum ersten Male auf einem Krokodil reiten lernte — im Kampf um sein Leben.

Das Filmmanuskript mit dem vielversprechenden Titel „Mary — die rettende Liebe einer Frau" sah einen anderen Ausgang der Szene vor, als die rohe Wirklichkeit es nachher mit sich brachte. Ein junger englischer Lord, Lord Richard Montacute, sollte plötzlich aus England abreisen, um sich in der Einsamkeit des Dschungels von n Enttäuschungen seiner Liebe zu erholen.

Aber die Frau seines Herzens folgte ihm. Und dann kam die berühmte Szene. Der Lord mußte in einem Kanu auf einem von Krokodilen dichtbevölkerten Fluß fahren. Ein großes Krokodil hatte das Kanu anzugreifen. In diesem Augenblick mußte dann Mary, die Königin seines Herzens, am Flußufer auftauchen und mit wohlgezieltem Schuß das Krokodil erlegen. Das happy end war also im Filmmanuskript bestens gewährleistet.

Verpflichtet für 20 Meter Lebensgefahr

Die Aufnahmen mit dem Star, der den Lord darstellen sollte, waren teils in den Ateliers, teils im Freien zu Ende geführt worden. Es kam jetzt nur noch auf die gefährlichen Szenen an, bei denen bekanntlich die Stars regelmäßig ausscheiden, natürlich nicht, weil sie Angst haben (so behaupten sie), sondern weil keine Versicherungsgesellschaft das Risiko für ihr kostbares Leben übernehmen will.

Aus diesem Grund hatte man Eddie Guallo mit nach Panama genommen. Man wußte von diesem untersetzten, aber ungeheuer starken Menschen, daß er vor keiner Gefahr zurückschreckte und jeweils die richtige Lösung auch für die peinlichsten Situationen fand. Er sollte also im Kanu die Fahrt durch den Krokodilfluß unternehmen. Auf die Zusicherung einer mittleren „Gefahrengage" hin erklärte er sich bereit, die Double-Rolle zu spielen, wenn alles nach seinen Vorschlägen durchgeführt würde.

„Krokodile sind doch ganz ungefährlich . . ."

Eddie Guallo, der starke Mann, hatte nur eine Schwäche — er war zu leichtgläubig. Man konnte ihm von Dingen, in denen er nicht selbst Fachmann war, erzählen, was man wollte. So hatte ihm denn auch ein Mischling auf der Fahrt zum Aufnahmeplatz vertraulich mitgeteilt, daß ein Krokodil gar nicht so gefährlich sei, sondern meist rasch von der angestrebten Beute ein Stück abbeiße, um dann davonzuschwimmen.

Man warnte ihn, man wies ihn darauf hin, daß der Mischling den Ratschlag vermutlich nur gegeben hatte, in der Hoffnung, bei den Aufnahmen vielleicht sein altes Boot einzubüßen und die Entschädigung für ein neues einzustecken. Aber Eddie Guallo hatte einmal seine Entschlüsse gefaßt und blieb dabei. Er beschaffte sich für den Morgen des Aufnahmetages einen toten Hund und band ihn mit einer Schnur an das eine Ende des Kanus, natürlich so, daß der Kadaver dem Blickfeld der Kamera entzogen war.

Kleiner Fehler in der Rechnung

Die Aufnahmen begannen. Eddie Guallo ruderte sein Kanu immer weiter ins Wasser hinaus. Er hielt Ausschau nach den Krokodilen, die jedoch das Abenteuer verschlafen zu wollen schienen. Jetzt sah er aber das erste Tier heranschießen, nun kam ein zweites und ein drittes. Er gab zum Aufnahmeapparat hinüber Zeichen. Man drehte, was das Zeug hielt. Doch dann kam die Katastrophe.

Die Rechnung war auf falschen Faktoren aufgebaut. Das Krokodil zerbeißt seine Beute nicht, es zerreißt sie vielmehr. Ein Krokodil läßt nichts aus seinen Reißzähnen heraus, was es einmal gefaßt hat, es sei denn, daß man ihm die Kiefer zerschlägt. Das Riesenkrokodil, das den toten Hund faßte, verbiß sich in den Tierkadaver und riß Hund, Schnur und Boot hinter sich her. In wenigen Sekunden sahen die entsetzten Operateure nur noch eine wirbelnde, schäumende Masse. Dies schien wohl die letzte Aufnahme mit Eddie Guallo gewesen zu sein . . .

Rasendes Krokodil mit Reiter

Doch dann sah man ihn aus der Gischt auftauchen. Er schlug mit den Armen um sich und schwang sich mit größter Kraftanstrengung auf den breiten Rücken des Riesenkrokodils, das ihm zum Verhängnis geworden war. Drei Sekunden lang stand er auf dem breiten Rücken des rasenden Tieres, bis er einen gewaltigen Sprung zu dem Eingeborenenboot hinüber tun konnte, das rasch an die Unglücksstelle herangeschickt worden war. Sie überführten ihn noch am gleichen Tag in das Hospital von Colon, wo sich Eddie Guallo nach und nach von seiner abenteuerlichsten Double-Rolle erholen soll.

Das hohe C auf dem Dach

Unter den zahlreichen Jüngern der Kunst, die kürzlich die Opernprüfung bestanden, befindet sich auch der Frankfurter Kurt Gradel. Der Lebensweg des jetzt 26jährigen Frankfurters vom Dachdecker zum lyrischen Tenor ist interessant genug, um kurz festgehalten zu werden. Schon als Zehnjähriger spielte er im Frankfurter Schauspielhaus. Intendant Richard Weichert wollte den Jungen schon damals ganz im Theater haben, doch der Vater war dagegen. Der Junge wurde Dachdecker. Nicht selten geschah es dann, daß der Junge gerade während der Arbeit in schwindelnder Höhe seine Arien schmetterte, wobei sich eine staunend harrende Zuhörermenge auf der Straße ansammelte. Bei einer solchen Gelegenheit hörte der Direktor einer Schallplattengesellschaft den jungen Sänger und riet ihm, die Bühnenlaufbahn einzuschlagen. Gradel bewarb sich schließlich um eine Freistelle im Konservatorium, die ihm die Stadt Frankfurt durch ein Hindenburg-Stipendium bewilligte. Er machte schnell solche Fortschritte, daß er in diesem Frühjahr die Opernprüfung bestehen konnte. Trotz seines Studiums hat aber Gradel bis zu diesem Tage seinen Lebensunterhalt in fleißiger Dachdeckerarbeit weiter verdient. Für die kommende Spielzeit erhielt der begabte Frankfurter nun einen Vertrag als lyrischer Tenor an ein Stadttheater in Sachsen.

Die Perlenfischer von Ceylon

Die Tragödie der Singhalesen — Leben und Sterben auf Dschunken

„Baruma! Baruma!" ruft der angelsächsische Weltenbummler, der sich damit vergnügt, im Golf von Manar, dem seichten Meerbusen zwischen Ceylon und dem südlichen Karnatik, kleine Münzen ins Wasser zu werfen, um die Perlenfischer nach den armseligen Plätzchen tauchen zu lassen. Die ringgeschmückte Hand des schwerreichen Touristen begnügt sich aber oft genug nur mit der Geste des Werfens, und des Lachens ist kein Ende, wenn ein Dutzend Perlenfischer krampfhaft und mit blaurotem Gesicht nach Münzen suchen, die der „witzige" Amerikaner in der Tasche trägt. Das Wort, daß Perlen Tränen bedeuten, bewahrheitet sich an den armen Singhalesen von Ceylon, die unter Aufsicht der britischen Regierung die Perlenfischerei betreiben. Einst waren sie die Herren des Meeres, konnten tauchen, wo und wann sie wollten, heute sind Tausende von Dschunken auf einen schmalen Meerstreifen verwiesen, und die Perlenfischer, dieses zahllose Gewimmel von Männern und Frauen und Kindern, kommen ihr ganzes Leben nicht mehr aus dieser Ecke. Auf den Dschunken mit den Schmetterlingsflügeln werden sie geboren, und hier beschließen sie ihr entbehrungsreiches Leben. Beim Morgengrauen fahren die Fischer hinaus, um ihr Tagewerk zu vollbringen. Am Mast des britischen Hafenamtes zeigt eine blaue Flagge den Beginn des Fischens an, und die Sirene des Polizeidampfers erinnert die Singhalesen am Abend an die Rückkehr zum Standort. Mit dem primitiven Senkblei durchsuchen sie die Tiefen, zerklopfen sie das Felsgestein der Klippen und durchfurchen sie das Dickicht der Algen und Seepflanzen. Mit einem jauchzenden Freudenschrei wird jeder Fund aufgenommen, denn die Perlen werden immer seltener im Golf von Manar, während die Zahl der Fischer, die die Muscheln nach Perlen durchsuchen, von Jahr zu Jahr steigt. Die Fischer stürzen sich zwei-, fünf-, zehnmal in die Tiefe, in der sie so lange bleiben, bis ihnen die Luft ausgeht. Es ist eine harte, grausame Arbeit, die den Menschen in wenigen Jahren verbraucht und vernichtet. Haben sie in der grüne Tiefe eine Muschel entdeckt, wird sie mit einem kurzen Schlag des hakenförmig gebogenen Messers, das zwischen den Zähnen getragen wird, aufgeklopft. Den rechten Arm umschließt ein mit scharfen Spitzen versehener Eisenring, der dazu dient, Quallen- und Strahlentiere aus dem Wege zu räumen.

Der Finder der kostbarsten Perle, der sein Gesundheit und sein Leben aufs Spiel setzt, verdient kaum eine Handvoll Reis und eine Prise Opium. Oft arbeiten sie eine ganze Woche lang, ohne etwas zu finden. Dann bleibt ihnen nur der klägliche Tagelohn. Aber wo bleibt die enorme Differenz zwischen der Handvoll Reis und dem Marktpreis der Ware? Der Besitzer der Dschunke, der chinesische Unternehmer mit seinem britischen Geschäftsteilhaber, die europäischen Händler in Colombo, die Zwischenhändler in Kalkutta und ganz am Ende, die Juweliere der Großstädte, bilden die Kette der Perlenwanderung, aus der die Preisdifferenz allmählich sich ergibt.

Hochzeit im Königshause von Moheli

„Ihre Majestät Ursula Salima Machimba, Königin von Moheli, und Herr C. Paule, Gendarm in Ruhestand, beehren sich, zur Vermählung ihrer Tochter, der Prinzessin Louise, mit Herrn G. Oneglia, Ingenieur, einzuladen." Diese Einladung stammt nicht aus einem Märchen und auch nicht aus einem Lustspiel, sondern sie ist von Wirklichkeit. Es handelt sich um die leibhaftige kleine Königin von Moheli, die vor einigen dreißig Jahren ihr Reich, eine der Komoreneninseln zwischen dem afrikanischen Festland und Madagaskar, aufgab, um den Erwählten ihres Herzens, einen Gendarmen, zu heiraten. Als der Herzensroman zwischen der Königin und dem Gendarmen begann, ließ die Regierung die Königin wissen, daß man nicht gleichzeitig Königin und Gendarmen-Gattin sein könnte. Es hieß also wählen.

Salima Machimba I. folgte dem Zuge ihres Herzens und zog es vor, ihre Zauberinsel zu verlassen und ihrem Gemahl in das bis dahin unbekannte ferne Frankreich zu folgen. Und so gibt es heute, mitten in Burgund, in dem Weiler Cléry einen kleinen Bauernhof, dessen Bäuerin eine wirkliche Königin ist, und der Bauer ein wirklicher Gendarm. Dort hausen sie, umgeben von ihren großen Kindern, der Prinzessin Louise und den Prinzen Louis Victor und Fernand von Moheli. Und heute vereiratet die Königin von Moheli ihre Tochter. Es ist ein Ereignis für das Land. Die Prinzessin Louise ist ein schönes Mädchen, das soeben die dreißig überschritten hat. Sie ist äußerst erfahren im Haushalt, ihre Frikassees sind berühmt und ihre gute Laune auch. Der Bräutigam hingegen, Herr Oneglia, Ingenieur und königlicher Schwiegersohn, ist ein munterer Sechziger. Er war schon dreimal verheiratet. Seine zweite Frau hat ihn für einige Zeit zum entfernten Vetter von Eduard Herriot gemacht

Das junge Paar wird nicht nach Nizza ziehen, wo der junge Ehemann bisher gelebt hat, sondern seinen Wohnsitz in Dijon nehmen. Was die Hochzeitsreise betrifft, so hört man darüber nur, daß sie auf einen späteren Zeitpunkt vertagt ist. Ueber das Ziel steht noch nichts fest. Jedenfalls wird es nicht Moheli sein. Nicht etwa, daß die königliche Familie eine Abneigung gegen die alte Heimat nährt, im Gegenteil, sie würden sehr gern alle zusammen einmal eine Reise dorthin unternehmen, aber leider erlaubt die Pension, die die französische Regierung der Königin gewährt, keine so weiten Reisen. Und der Bauernhof hat auch nicht so viel eingebracht. Der junge Prinz Fernand hat um die Erlaubnis gebeten, die Eisenbahnerlaufbahn einschlagen zu dürfen. Sein Bruder würde gern seinem Beispiel folgen, aber leider war der dreimalige Versuch Seiner königlichen Hoheit, das Baccalaureat-Examen zu bestehen, immer vergeblich. Am Hochzeitstage aber sind alle diese kleinen Familiensorgen für eine Weile vergessen, die Glocken läuten für die Prinzessin, die Gewehrsalven der Bauernburschen knallen nach der Sitte des Landes in der Luft, und der kleine Hochzeitszug bricht nach dem Kirchlein von Cléry auf.